Der Sonntagsgast.

Jahrgang 18. **Beilage zum Nebraska Staats-Anzeiger.** **No. 4.**

Vor Straßburg.

Von K. G. Nicolai.

Bleierne Schwermuth brütete in dem sonst so heiteren Dachstübchen in der Steinthorstraße des alten Straßburg. Die peinliche Ordnung und Sauberkeit, die wohlgepflegten Blumen und die blendend weißen Vorhänge an dem niedrigen Fensterchen drückten dem ärmlichen Gemach seinen eigenthümlichen Stempel auf: den Stempel anspruchsloser Zufriedenheit. Und dennoch die bleierne Schwermuth.

Ein schwerer Kummer bedrückte seit vierundzwanzig Stunden das Herz der alten braven Wittib, die schon so manches Jahr hier oben in friedlicher Stille hauste. Ihre altersschwachen Augen waren vom Weinen geröthet, und noch immer rannen die Thränen über die runzeligen Wangen. Die große Hornbrille hatte sich hoch auf die Stirne geschoben, um ihrem dunkelblauen Baumwollentuche den Weg zu den verweinten Augen offen zu halten. Immer und immer wieder wanderte das große Taschentuch an die nassen Augen.

Der Strickstrumpf war ihrer wellen Hand entsunken und ruhte auf ihrem Schooß. Vor ihr auf dem rothbraun gestrichenen Tische aber lag ein Brief, der vom vielen Lesen bereits stark zerknittert war. Die Schrift war an manchen Stellen verwischt, und die Spuren herabfallender Thränen waren darauf bemerkbar.

Noch einmal wischte sich die alte Frau Mühling die Augen, dann schob sie die Brille auf die Nase und erhob mit zitternder Hand den Brief, um ihn nochmals — gewiß zum zehnten Male — zu lesen. Zwar kannte sie den Inhalt bereits Wort für Wort auswendig, aber dennoch mußte sie ihn abermals vor Augen halten. War es doch, als ob ihr Wilhelm zu ihr spräche, wenn sie seine etwas ungelenken Buchstaben entzifferte. Seufzend, mit zitternden Händen las sie:

„Stuttgart, den 18. Juli 1870.

„Mein liebes Mutterherz!

„Du wirst mit Unruhe einer Nachricht von mir entgegensehen. Denn das große und welterschütternde Ereigniß wird auch dich mit Angst und Besorgniß erfüllt haben. Alle Welt spricht ja vom Kriege, niemand denkt mehr an etwas anderes. Und dein treues Mutterherz sorgt sich um den Sohn. Nun, mitmachen muß ich ja freilich auch, soeben ist die Gestellungs-Ordre eingetroffen.

Mich bekümmert nur, daß du mein Herzensmütterchen, drüben bei den übermüthigen Franzosen ausharren mußt. Wenn ich doch schon verheirathet wäre, da wäre das ganz etwas anderes. Da müßtest du schnell herüberkommen und meinem Frauchen Gesellschaft leisten; jetzt würdest du schon noch über die Grenze kommen können.

„So gern ich mich an dem allgemeinen Kampfe betheilige, so ist es doch hart, gerade jetzt in's Feld zu müssen: sechs Wochen vor der Hochzeit! Und meine arme Marie, die sitzt jetzt in Offenburg auch mit verweinten Augen und malt sich lauter schreckliche Bilder aus! So muß ich denn euch zwei arme Frauen in Kummer und Sorge zurücklassen! Ich selbst bin zur württembergischen Festungs-Artillerie-Abtheilung nach Ulm einberufen und werde demnach kaum mit dem Feinde in Berührung kommen. Denn daß die Franzosen so weit vordringen sollten, ist doch nicht zu befürchten. Wenn sie aber kommen, nun, so werden wir sie mit blutigen Köpfen zurückschicken. Du brauchst dich also gar nicht zu ängstigen — denn die Festungs-Artillerie ist die reinste Lebensversicherung, wie unser alter Feldwebel immer sagte; besonders wenn sie hinter den Wällen von Ulm steckt. Gern hätte ich meine Braut noch ein Mal besucht, aber davon kann keine Rede sein. Morgen muß ich nämlich schon abreisen.

„Doch jetzt, mein Herzensmütterchen, muß ich schließen; denn ich habe noch allerlei zu erledigen. Man weiß ja gar nicht, ob man je wieder zurückkehrt. Wenn die großmäuligen Franzosen in Straßburg dich nur nicht zu sehr ärgern! Na, hoffentlich nehmen wir den verflixten Rothhosen das schöne Straßburg endlich wieder ab. Da möchte ich freilich dabei sein. Das wäre ja eine Aufgabe für uns Festungs-Artilleristen. Lebewohl, theure Mutter! Es grüßt und küßt dich im Geiste

dein treuer Wilhelm."

Festungs-Artillerie in Ulm! — das klang ja freilich ganz beruhigend. Aber wer konnte wissen, ob diese Franzosen nicht doch am Ende nach Ulm marschirten und die Festung belagerten? Alle Welt war ja so siegesgewiß in Straßburg! Und wenn man in Paris nicht seiner Sache gewiß wäre, so würde man noch nicht den Krieg erklärt haben.... Krieg bleibt Krieg, und den einzigen Sohn und Ernährer unter den Waffen zu wissen, war für eine alte und einsame Wittwe keine Kleinigkeit. Und dazu noch sechs Wochen vor der beabsichtigten Hochzeit!

Wie hatte sie sich gefreut für ihren Wilhelm, daß er seinen eigenen Herd gründen wollte! Und auch für sich; denn die guten Kinder wollten es ja nicht anders, als daß sie nach der Hochzeit zu ihnen zöge. Na, sie würde ja gewiß auch nicht stören. Zur bösen Schwiegermutter hatte sie keine Anlage....Was würde nun aus seinem Geschäfte werden? Seit einem Monat erst war er selbstständig, und Mühe und Arbeit genug hatte es gekostet, bis er so weit gekommen war, sich als Mechanikus in seiner Vaterstadt Stuttgart niederzulassen. Was sollte nun daraus werden?

Und rückwärts schweiften ihre Gedanken in längst vergangene Zeiten. Auch sie war ein Mal jung gewesen, jung und hübsch. Und der stramme Mechaniker-Gehülfe, der im Geschäft ihres Vaters thätig war, hatte es ihr angethan. Sie hatte ihn geheirathet und Jahre ungetrübten Glückes mit ihm und ihrem Söhnchen verlebt. Als aber ihr Vater starb, war ihres Bleibens in Stuttgart nicht mehr. Ihr Mann verrug sich schlecht mit ihrem Bruder, der nun das Geschäft übernahm. Und er zog hinaus und über den Rhein, um in Straßburg selbständig ein kleines Geschäft zu beginnen.

Nun war er schon seit Jahren todt. Und sie war allein zurückgeblieben in der großen, fremden Stadt. Denn nie hatte sie aufgehört, sich fremd zu fühlen in dem französischen Straßburg.

Darum hatte sie auch darauf bestanden, daß ihr Wilhelm nach Deutschland in die Lehre kam; er sollte ein Deutscher bleiben. In Offenbach hatte ihr Seliger ihn vor nunmehr zehn Jahren bei einem Mechaniker untergebracht, damit sie ihn doch wenigstens in der Nähe hätten. Und zwei Mal jährlich hatte Wilhelm die Eltern in Straßburg besucht. Nun war er seit einem Monat in Stuttgart, wo sich ihm eine günstige Gelegenheit geboten hatte, sich selbständig zu machen. Aber wofür nun das alles? Wofür?

Seufzend faltete sie den Brief zusammen und steckte ihn in den schon ganz fleckig gewordenen Umschlag.

* * *

Dem Landwehrmann Wilhelm Mühling verging die Zeit schnell; von Morgens früh bis Abends nahm ihn der Dienst in Anspruch. Nur eines bedrückte ihn schwer: daß er seinem Mütterchen keinerlei Nachricht von sich zukommen lassen konnte. Der Grenzverkehr war nämlich vollkommen aufgehoben, Briefe wurden weder hin noch her befördert. Und er wußte, daß die arme alte Frau sich in Ungewißheit verzehrt!

Die ersten Nachrichten vom Kriegsschauplatze riefen die widersprechendsten Empfindungen bei Wilhelm hervor: einerseits Jubel und Stolz über die herrlichen Waffenthaten seiner Kameraden, andererseits Mißmuth darüber, daß es ihm nicht vergönnt sein sollte, an dem Kampfe theilzunehmen. Dazu kam die wachsende Beunruhigung um das Geschick seiner armen Mutter. Straßburg war eingeschossen worden und sollte förmlich belagert und beschossen werden!

Eines Tages las er in der Zeitung, daß die Stadt Straßburg aus sämmtlichen Feldgeschützen des Belagerungs-Korps und einigen Festungs-Batterien beschossen worden sei, was zahlreiche Brände in der Stadt veranlaßt habe. Die Besorgniß um die arme Mutter erreichte dadurch den höchsten Grad. Was mochte die Aermste auszustehen haben? Sie, eine alte hülflose Frau ohne Freunde und Verwandte, und noch dazu als Deutsche! Er wagte es gar nicht, sich das Schreckliche ihrer Lage auszumalen!

Da traf eines Tages der Befehl ein, daß die erste und vierte Kompagnie seiner Abtheilung, worunter auch er, zur Verstärkung des Belagerungs-Korps nach Straßburg abzugehen hätten.

Auch diese Nachricht erweckte die widersprechendsten Empfindungen in Wilhelm's Brust. Jubel, daß auch er dazu berufen sein sollte, an der Befreiung des alten deutschen Elsasses von französischem Joche mitzuwirken, und Angst und Entsetzen bei dem Gedanken, daß er dazu verurtheilt sein sollte, das Tod und Verderben speiende Rohr auf den Wohnort seines Mütterchens zu richten!

Doch der Optimismus der Jugend und die vaterländische Begeisterung des Soldaten behielten die Oberhand. Wer konnte wissen, ob die Festung sich nicht sehr bald ergeben würde, oder ob man die Stadt überhaupt ernstlich bombardirte? Gewiß handelte es sich nur um die systematische Beschießung der Wälle! Und dabei mitzuwirken würde eine Lust sein. Er würde schon gut zielen.

Aber die freistehende Lage der mütterlichen Wohnung ging ihm doch gewaltig im Kopfe herum: Steinthorstraße, hart am Wall, hoch oben in dem Giebel eines alten Hauses. Wie leicht konnte eine verlorene Granate sich in ihr einsames Stübchen verirren!

Ein gräßlicher Gedanke!

* * *

In freudiger Stimmung, unter den Klängen der Wacht am Rhein, verließen die beiden Kompagnien die Festung Ulm. Mit der Bahn wurden sie bis Karlsruhe befördert. Dann marschirten sie ihrem Ziele entgegen. Mit welchem Jubel sie den Rhein überschritten! Den deutschen Rhein, der nun bald ganz deutsch sein würde.

Nach wenigen Tagesmärschen schon stießen sie zum Belagerungs-Korps. Schiltigheim, der große Vorort im Norden der Festung, war ihr Ziel. Hier sollten sie in Thätigkeit treten. Die Batterien, aus denen sie die feindliche Feste mit Geschossen bewerfen sollten, waren schon gebaut und harrten ihrer Besatzung.

Dem Steinthor gegenüber sollten sie in Thätigkeit treten! Mit Entsetzen machte Wilhelm diese Entdeckung. Welch' furchtbares Verhängniß!

Ein wunderbar klarer, sonniger Herbstmorgen war es, an dem die Württemberger zum ersten Male in Thätigkeit treten sollten.

Das Steinthor sollte von ihnen niedergelegt werden. Der weithin sichtbare Thurm dieses Thores bot ihnen einen vorzüglichen Zielpunkt.

Und gerade hinter diesem Thurm befand sich das Haus, in dem Wilhelm Mühling's geliebte Mutter wohnte! Wilhelm glaubte die Spitze des Giebels hinter dem Festungsthurm hervorlugen zu sehen.

Die achte Stunde war zum Beginn des Feuers ausersehen. Der Kommandeur des Artillerie wollte persönlich der Eröffnung der beiden neuen Batterien beiwohnen. Die Kanoniere standen hinter ihren Geschützen bereit. Sobald der General erscheinen würde, sollte das Richten der Rohre beginnen. Wilhelm hatte die zweite Nummer am ersten Geschütz. Er also mußte dem ersten Geschoß die Richtung bestimmen.

In furchtbarer Aufregung harrte er des schrecklichen Augenblickes. Ihm war, als ob er, zum Tode verurtheilt, auf das Erscheinen des Scharfrichters warte.

„Stillgestanden!"

Seine Excellenz ist mit dem Stabe eingetroffen.

„Guten Morgen, Kinder", begrüßt er leutselig die Artilleristen. Dann giebt er den Befehl zur Eröffnung des Feuers.

Scharf und deutlich ertönen die Kommandos des Hauptmannes in den hellen Morgen hinaus:

„Nach Kommando.... Sprenggranaten! Gerade aus! Thurm am Steinthor, obere Scharte! Achtzehn Grad!"

Geschäftig treten die Kanoniere vor, und in wenig Sekunden sind die vorschriftsmäßigen Handgriffe mit peinlicher Genauigkeit gethan.

Ladung!"

Die Nummern eins, drei und fünf theilen sich in das Laden des Geschützes. Dem Landwehrmann Mühling wankten die Kniee. Es wird ihm schwarz vor den Augen. Kaum ist er im Stande, die ihm obliegenden Handgriffe auszuführen. Mit zitternder Hand schraubt er die Friktionszündschrauben ein, biegt den Reiberdraht nach links und schließt nach vollendetem Laden den Verschluß.

Jetzt muß das gefürchtete Kommando erfolgen, dem er mit so unbeschreiblichem Bangen entgegensieht.

„Richt!"

Bleich, am ganzen Leibe zitternd, tritt der Beklagenswerthe hinter den Lafettenschwanz. Mit unsicherer Hand stellt er den Aufsatz nach Höhe und Seite ein, stützt die linke Hand auf das Bodenstück und richtet, dabei den beiden den Lafettenschwanz mit ihren Hebebäumen bewegenden Kameraden die nöthigen Winke gebend, während Nummer eins das Kurbelrad der Richtmaschine gleichfalls nach seinen Winken dreht.

Es dauerte lange, bis der Wehrmann mit seiner Arbeit fertig ist, viel länger als üblich.

Der Geschütz-Kommandeur ist ganz außer sich vor Wuth und Aerger, und der Hauptmann steht wie auf Kohlen. Welche Blamage vor Seiner Excellenz!

Endlich, endlich ist die Richtung genommen. Das lang erwartete „Gut" aus des Richtkanoniers Munde wird vernehmbar. Nummer eins läßt das Kurbelrad los, Nummer drei und vier legen die Hebebäume nieder. Alle treten zurück.

Jetzt muß der Zuruf „Schuß" erfolgen. Aber Seine Excellenz winkt ab. Er will sich zuvor selbst von der Richtung der Geschütze überzeugen, ehe die ersten Schüsse abgegeben werden.

Sporenklirrend tritt er an das erste Geschütz heran. Dem Kanonier Mühling stockt der Herzschlag. Leutselig nickt der General den Kanonieren im Vorbeigehen zu: „Will doch sehen, was ihr gelernt habt!"

„Um volle fünf Meter zu tief gerichtet!" ruft er in sichtlicher Empörung aus, indem er sich mit mißbilligender Geberde nach dem Hauptmann umwendet. Dann tritt er an das zweite Geschütz heran.

„Unteroffizier Strohbach, richten Sie das Geschütz selbst," befiehlt der Hauptmann mit einem vernichtenden Blick auf den unglücklichen Landwehrmann.

Der Unteroffizier thut leise fluchend wie ihm befohlen. Dann raunt er grimmig dem Kanonier Mühling zu: „Na wart, Kerl, ihn werd' ich kriegen!"

Nun ist der General mit seiner Inspektion zu Ende.

„Erstes Geschütz .... Feuer!" ertönt das Kommando.

Bum!

Summend und zischend fliegt das Riesengeschoß seinem Ziele entgegen. Krachend erreicht er das Ziel.

Und mit bum — bum — bum folgen die anderen Geschosse nach.

An dem Thurm zeigen sich zwei dunkele Flecken, die vorher nicht bemerbar waren. Die mächtigen Sprenggranaten haben ihre Wirkung an dem dicken Gemäuer nicht verfehlt.

Aschfahl, die Augen verstört nach dem altersgrauen Thurm gerichtet, lehnt der Kanonier Mühling regungslos an der Brustwehr der Batterie.

Jetzt kehrt der Hauptmann, der seine Excellenz bis zum Ausgang des Erdwerkes begleitet hatte, zurück.

„Kanonier Mühling!" rief er mit weithin schallender Stimme.

Bleich, mit schlotternden Knieen, wankte der Gerufene ihm entgegen.

„Mensch, wo hatten Sie denn Ihre Augen? Sie waren doch sonst ein ganz tüchtiger Kerl!.... Aber wie sehen Sie denn aus?" unterbrach er sich selbst, und seine Stimme nahm einen etwas freundlichen Klang an. „Sind Sie krank?"

„Herr Hauptmann," stammelte der Unglückliche, „meine .... alte Mutter...."

Weiter kam er nicht. Ein Schluchzen erstickte seine Stimme.

„Ihre Mutter?"

Der Wehrmann deutete mit der Rechten nach dem Steinthor. „Dort .... am Steinthor .... im Dachgeschoß."

Der Hauptmann hatte begriffen.

„Kanonier Mühling soll nicht mehr zum Geschützdienst herangezogen werden," befahl er. „Er soll von heute an nur noch beim Munitionstransport Verwendung finden."

* * *

Schreckliche Wochen folgten für Wilhelm. Wochen der furchtbarsten Seelenangst und fortgesetzter Aufregung. Die gräßlichste Ungewißheit um das Geschick der geliebten Mutter raubte ihm alle Spannkraft. Er schien um zehn Jahre gealtert.

Ein trostloser Anblick bot sich ihm jeden Morgen von neuem. Das Steinthor nicht nur, auch der ganze benachbarte Stadttheil war allmälig in einen Trümmerhaufen verwandelt worden. Der mächtige Thurm war verschwunden — und mit ihm der alte Hausgiebel dahinter.

Am 27. September verstummte endlich das eherne Gebrüll der Geschütze. Die weiße Fahne wehte von der Platform des altehrwürdigen Münsters herab.

Unbeschreiblicher Jubel herrschte im Lager der tapferen Belagerer. Die alte deutsche freie Reichsstadt war nach beinahe zweihundertjähriger Fremdherrschaft dem Reiche zurückgewonnen!

Am 30. September erfolgte der feierliche Einmarsch der Sieger in die eroberte Stadt. Am gleichen Tage waren vor 189 Jahren die französischen Generale Loudois und Montclas durch dasselbe Thor eingezogen!

Begeistert war die Stimmung der einziehenden Truppen. Der Preis ihrer Tapferkeit und Ausdauer war herrlich. Sie alle waren Mehrer des Reiches geworden!

Auch Wilhelm Mühlings Herz empfand das Erhebende dieses Einzuges. Doch der dumpfe nagende Schmerz wich nicht von seiner gemarterten Seele.

Würde er sein Mütterchen wiedersehen? Oder lag sie begraben unter den Trümmern des alten Hauses in der Steinthorstraße? Hatte eine Granate aus seiner eigenen Batterie sie beim Morgenkaffee in ihrem Stübchen überrascht?

In Schaaren standen die Neugierigen auf den Bürgersteigen der engen Straßen, um den Einzug der Deutschen mitanzusehen. Man sah es ihnen an, wie die stramme Haltung der Krieger, wie die musterhafte Ordnung den Leuten imponirte. Wie vortheilhaft unterschieden sich diese Mustersoldaten von den brüllenden Horden, die vor zwei Tagen im Rausche der Trunkenheit sich zum Nationalthor hinausgewälzt hatten!

Da plötzlich wankt aus der Menge der Gaffer ein altes Mütterchen hervor.

„Wilhelm, mein Junge!" ruft sie voll seliger Wonne und will sich ihrem Sohne in die Arme zu werfen. Doch die Freude lähmt ihre Schritte, es ist zu viel der Aufregung für die alte Frau, die so schreckliche Zeiten hinter sich hat. Die Beine versagen ihr den Dienst, und wankend sinkt sie einem hinter ihr stehenden Feuerwehrmann in die Arme.

Der Hauptmann hat den Ruf vernommen. Im Nu erräth er den Zusammenhang.

„Mühling, austreten!" ruft er diesem zu.

Mit einem Satz ist unser Wehrmann aus dem Gliede heraus. Jubelnd schließt er die theuere Mutter an das treue Herz.

„Mein Wilhelm, mein Junge!" ruft diese immer und immer wieder aus, während die Thränen der Freude ihr über die runzeligen Wangen laufen. „Gott der Herr hat mein Flehen erhört."

Aaron der Stumme.

Im Jahre 1734 zog Joise Hite, ein Farmer, mit seiner aus Gattin und zwei Söhnen bestehenden Familie von Pennsylvanien nach Virginien, wo er mithalf, eine Ansiedlung am Shenandoah, zwölf Meilen südlich vom heutigen Woodstock gelegen, zu gründen.

Eines Tages, während seine Söhne Aaron und Peter in größerer Entfernung von der Niederlassung Beeren pflückten, wurden sie von Indianern überrascht und von diesen in die Wildniß entführt, ehe den Knaben ihre Eltern und Freunde zu Hilfe kommen konnten.

Aaron, der ältere Knabe, war kräftig gebaut, robust und sonnverbrannt im Antlitz. Auch besaß er grobes, schwarzes Kopfhaar, und das Alles machte ihn den Indianern genehm.

Sein Bruder Peter jedoch war ein schmächtiger, zarter Junge mit blauen Augen und gelblichem, goldenem Lockenhaar — er war gerade von jenem Typus und jener Erscheinung, die der Indianer am bittersten haßte. Während sie ihn, den Starken, verschonten, stießen und schlugen sie den anderen schwachen Knaben unbarmherzig.

Aaron liebte seinen Bruder und vergebens riß er an seinen Fesseln, um seinem sanften Bruder zu helfen. Er rief ihm stets zu, Muth zu haben und zu hoffen. Es werde, es müsse Alles anders werden.

Eines Tages jedoch konnte der zartgebaute Peter die Strapazen des Marsches nicht länger ertragen und er brach hilflos zusammen. Kein Stoßen, kein Schlagen seitens der brutalen Indianer half mehr.

Da beriethen die Rothhäute einige Minuten lang. Dann standen sie zur Seite und nur einer blieb dem Knaben nahe. Dieser aber spannte einer der vergifteten Pfeile auf seinen Bogen.

Des Knaben Augen starrten, groß und weit, in Todesfurcht, auf die Rothhaut. Seine Lippen bebten. Aaron zerrte an seinen Fesseln. Er schrie und bat, man möge doch ihn an Stelle des Bruders tödten — vergebens. Man verstand ihn nicht. Ein Pfeil schwirrte durch die Luft und wenige Augenblicke später lag Peter todt auf der Erde. Aaron stieß einen einzigen furchtbaren Schrei des Hasses und der Verzweiflung aus, dann umfing seine Sinne eine wohlthätige Ohnmacht.

Als er wieder zum Bewußtsein kam, lag er in einer aus Zweigen gebauten Hütte und neben ihm kauerte ein alter Indianer und Medizinmann. In seinem gebrochenen Englisch erzählte der Alte dem Knaben, daß der Letztere sich von einer wochenlangen schweren Krankheit erhole, und daß der Indianerstamm, der ihn entführt, ihn auch als Mitglied adoptirt hätte.

Als Aaron dies hörte, wollte er heftig protestiren. Zu seinem Schrecken aber konnte er keinen einzigen Laut hervorbringen. Er hatte durch die Gehirnentzündung die Sprache verloren. Was sollte er thun? Ruhig ließ sich der junge Mann in indianische Kleidung stecken und mit einem Safte bestreichen, der seinem Körper eine kupferne Färbung gab. Ruhig ließ er sich von den Mördern seines Bruders als einer der ihren begrüßen.

So oft Aaron in einen Wassertümpel blickte, sah er nur das Spiegelbild eines Indianers darin. Nicht war er zu unterscheiden von den anderen.

Wo er sich befand, wußte er nicht. Und so lernte er Bogen und Pfeil gebrauchen und in den Wäldern zu jagen. So oft aber die Indianer eine Niederlassung der Weißen überfielen, ließen sie ihn zurück.

Drei Jahre waren verflossen. Aaron war ein kräftiger hübscher Krieger und guter Jäger geworden. Da kamen sie auf ihren Wanderzügen in die Nähe von Woodstock, und während einer Berathung überhörte Aaron den Plan, die Niederlassung, in welcher seine Eltern wohnten, zu überfallen.

Als er das hörte, bat er durch Zeichen, daß man ihn mitziehen lassen solle und, da sie schon Vertrauen in ihn gefaßt hatten, bewilligte man seinen Wunsch.

Glücklich war Aaron! Aber wie soll er die Ansiedler alarmiren?

Aaron lag an jenem Abend in einem Gebüsche, nicht weit von der Ansiedlung entfernt, versteckt. Sein Herz wollte ihm vor Aufregung zerspringen. Jetzt zogen sich die Indianer in den Wald zurück, um ihr Mahl zu bereiten. Sie thaten dies, damit die Ansiedler den Rauch nicht sähen. In diesem Augenblick kamen zwei Mädchen des Weges, welche Kühe von der Weide heimtrieben. Aaron schlich hinaus — es war schon Dämmerung, den Mädchen in den Weg.

Diese sahen ihn, stießen einen Schrei aus und flohen. Aaron eilte in's Gebüsch zu den Indianern zurück. Er war glücklich. Jetzt würden sich die Ansiedler vorbereiten. Sie wüßten, daß Indianer da seien, bereit sie zu überfallen.

Eines um das andere der Lichter erlosch in der Ansiedlung, und als Alles im tiefen Schlafe zu liegen schien, schlichen die Rothhäute gegen das nächste Haus.

Schon waren sie nahe, jetzt sprangen sie auf und stürzten sich auf das Haus. Ein Blitz, ein Knall und ein Indianer lag hingestreckt. Im nächsten Augenblick krachte es von allen Seiten. Die Rothhäute waren verblüfft. Sie griffen zur Flucht, ein Dutzend der ihren sterbend zurücklassend.

Aaron jedoch blieb ruhig stehen. Er wollte sich gefangen nehmen lassen. Es war seine Rettung. Da kam sein Vater auf ihn zu, um ein Jahrzehnt durch Schmerz gealtert. Er blickte ihn an aber — erkannte ihn nicht. Dann lud der alte Hit eine Pistole. „Die haben meine Söhne getödtet," rief er, „und so werde ich die ihren tödten! Bindet ihn an jenem Baum." Vergebens bat der arme Stumme durch Blicke und Geberden um Nachsicht, um Erkennung. Er war ein Indianer augenscheinlich und durch des Vaters eigene Hand sollte er sterben.

Furchtbar weh wurde ihm um's Herz. Das Blut raste durch seine Adern, als sein Vater langsam die Pistole hob und auf sein Herz richtete. Seine ganze Gestalt begann unter der ungeheuren Erregung zu erheben. Seine ganze Kraft konzentrirte er auf seine Zunge. O Gott, könnte ich doch sprechen!

Eine gewaltige Anstrengung und „Vater!" kam der Schrei von seinen Lippen. Er hatte die Sprache wieder gewonnen und lag wenige Sekunden später in den Armen seiner glücklichen Eltern.

„Ernstes und Heiteres aus Mecklenburg"

erzählt C. D. Staudinger in einem kürzlich erschienenen Buch. Da finden sich u. A. folgende Scherze erzählt: Wegen allerlei Ungehörigkeiten war ein Tagelöhner von seinem Herrn auf einige Tage ins Landarbeitshaus geschickt worden. Das erbitterte ihn sehr. Viele Jahre später, kurz vor seinem Tode, ließ er seinen Herrn noch einmal zu sich bitten. Dieser, ganz gerührt, kam sofort, wollte gefühlvoll Abschied nehmen und fragte, was er ihm denn sonst noch mitzutheilen habe. „Ich wull Se man seggen," sprach der Sterbende mit matter Stimme, „wenn Se ok mal in't Landarbeitshus up de Tretmühl kamen füllen, hollen S' sick immer gaud linksch, denn ward Se dat lichter." — Als ein Herr erfuhr, daß seine Knechte wieder Hafer für die Pferde gestohlen hatten, nahm er sie in 2 Mark Strafe. Den einzigen, der nicht gestohlen hatte, entließ er mit den Worten: „So'n fulen Minschen, de nich 'mal Lust hett, för sin Pird tau stehlen, den kann ick gornich bruken (gebrauchen)." — Auf der Fahrt zum Flottenmanöver bei Warnemünde 1875 entzweite sich ein junger Herr mit einem kräftigen Seemann. Dieser machte dem Streit schnell ein Ende, indem er den Herrn mit starker Hand ergriff, ihn über Bord hielt und sarkastisch fragte: „Känne Se swemmen?" Natürlich lenkte der Gemaßregelte sofort ein, und der Friede war hergestellt. — Ein Dorfschullehrer aus der älteren Zeit theilte seinem Pfarrer seine Verlobung mit. „Oh," meinte dieser nach freundlichem Glückwunsch, „das ist ja eine gute Partie, ich hörte, das Mädchen habe sechzig Thaler auf der Sparkasse." Ein seliges Lächeln verklärte die Züge des Bräutigams. „Man munkelt sogar von vierundsechzig," sagte er befriedigt.

Zerstreut.

Der berühmte Professor Ampere pflegte jeden Morgen, wenn er sich von seiner Behausung nach dem Institut begab, an der Seine vorüberzugehen und dort zwei Schwäne mit Brod zu füttern, das er zu dem Zwecke in seiner Tasche mitbrachte. Eines Morgens, als er etwas eilig von Hause fortgegangen war, bemerkte er, daß er seine gewöhnliche Gabe zu Hause vergessen hatte. „Arme Schwäne," rief er in liebevollem Tone, es thut mir herzlich leid, daß ich euch heute kein Brod geben kann, doch hier habe ich zwei Sous; kauft euch selber welches." Sprach's, warf den Schwänen ein Zweisousstück hin und ging seines Weges weiter.

Ein weiches Herz.

„Du, Pepi, warum sieht denn Deine Meisterin immer so verweint aus?"

„Ja, die hat so ein weiches Herz! Wenn sie mir eine Ohrfeig' geben hat, thut es ihr nachher so leid, daß ihr jedesmal die Thränen in die Augen treten, und so kommt sie den ganzen Tag nicht aus dem Weinen 'raus!"